In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 122. Posen, den 16. November 1927. Nr. 122.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

41. Fortsetzung

Beethoven trat, als ob nicht das geringste geschehen wäre, wieder an seine Seite.

„Exzellenz scheinen sehr erregt?" fragte er harmlos und lächelte.

„Soll ich das nicht sein? Wo Sie sich und mich so heillos kompromittiert haben! Sie machen sich ja für alle Zukunft unmöglich!"

Beethoven sah ganz betroffen auf Goethe hin, der noch immer maßlos erregt schien.

„Ich verstehe Euer Exzellenz nicht; was habe ich denn verbrochen?"

„Sie haben Ihren Kaiser beleidigt und die Kaiserin! Ja, mehr als das, Sie haben die Allerhöchsten Herrschaften direkt ignoriert!"

„Der Kaiser hat bisher mir gegenüber immer dasselbe getan," sagte Beethoven trocken.

Goethe, der für solche respektlosen Worte kein Verständnis hatte, sah Beethoven mit einem Blick an, der an Verachtung grenzte. Dann wandte er sich hastig um und ging mit schnellen Schritten von dannen.

Beethoven sah ihm ganz verdutzt nach. Also, das war der größte Deutsche, der gewaltige, hochverehrte Dichter, der vor einer Persönlichkeit, wie es der Kaiser Franz war, derart devot zusammenklappte! Er schüttelte mit einem ingrimmigen Lächeln den Kopf und ging langsam seinen Weg weiter.

„Ein großer Mensch, ein großer Dichter," murmelte er vor sich hin, „aber kein Mann, sondern ein Hoflakai von Gottes Gnaden!"

Als Goethe aus seinem Gesichtskreis verschwunden war, stürmte er so eilig er konnte in sein Haus „Zur Lilie", packte seinen Koffer und eilte zur Post, wo in der nächsten Stunde der Wagen nach Teplitz abging.

Die Enttäuschung mit Goethe, den er bis dahin wie ein Ideal verehrte, nagte schwer in seinem Herzen; wie klein erschien ihm nun der Größte der Großen!

— — — — — — — — — — — — — — —

Beethoven hatte nie mehr eine Verbindung mit ihm gesucht und kehrte nach Wien zurück; zurück in seine Einsamkeit und Armut . . .

Auch Goethe ließ Beethoven völlig fallen, obwohl er ihn schätzte. Am 2. September schrieb er an seinen treuen Zelter einen Brief, in dem es hieß: „Ich habe Beethoven kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein, er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich weder für sich noch für andere genußreich macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem gesellschaftlichen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel."

So endete die Bekanntschaft zweier der größten Männer aller Zeiten; sie waren aus zu verschiedenem Holze geschnitten . . .

XVI.

Dokumente des Lebens.

Wir müssen nun ein wenig zurückgreifen auf jene ersten Julitage des Jahres 1812, als Beethoven sich auf die damals so beschwerliche Reise von Wien nach Teplitz machte, in erster Linie, um dort die so notwendige Badekur zu gebrauchen, und in zweiter, um bei dieser Gelegenheit die so heiß ersehnte Bekanntschaft mit Goethe zu machen. Wie schön und verheißungsvoll sich diese anließ und wie kraß sie nach wenigen Tagen endete, wissen wir bereits, und es ist darum um so bemerkenswerter, daß in die ersten Tage von Beethovens Anwesenheit in Teplitz ein Ereignis fällt, das eines der bedeutendsten Erlebnisse in seinem Dasein bedeutete, die gewaltigste und inbrünstigste Erinnerung an Therese von Brunswick, der geheimnisvolle, tief ergreifende und erschütternde „Brief an die unsterbliche Geliebte", den Beethoven als ein ungelöstes Rätsel hinterlassen hat.

Stephan von Breuning, der getreueste seiner Freunde von Beethovens frühesten Jugendtagen in Bonn bis über seinen Tod hinaus, fand diesen Brief im Nachlasse des Künstlers in einem Geheimfache seines Schreibtisches, und die Beethoven-Forscher waren sich nicht darüber einig, ob dieser Brief, ein Seelendokument des so Einzigartigen, jemals an die Adressatin abgesendet worden oder ob er in späteren Jahren anläßlich der Lösung der Beziehungen an Beethoven zurückgegeben worden war. Diese Frage konnte nie beantwortet werden, aber um so interessanter und tragischer ist die Entstehungsgeschichte dieses herrlichen Briefes und sein Inhalt, der Licht auf die Tiefe des Gefühls wirft, welches Beethoven für seine „unsterbliche Geliebte" selbst nach Jahren der Trennung beseelte.

Beethoven hatte die Reise nach Teplitz unter großen Mühsalen zurückgelegt und hatte am Tage nach seiner Ankunft mit der Badekur begonnen, die ihm strengste Einhaltung der Kurvorschriften und sehr viel Ruhe verordnete. Aber gerade diese war nicht des ewig unruhigen Beethoven Sache, und er hatte unfreiwillige Stunden vollster Muße, in denen er sich intensiv mit den Hoffnungen auf Goethe und — den Erinnerungen an die Vergangenheit beschäftigte.

Kein Wunder denn, daß Beethoven das Bild der unvergessenen Therese Brunswick in seiner Seele auferstehen fühlte, von der er unmittelbar vor seiner Abreise, obwohl sie sich lange nicht gesehen hatten, dessen Inhalt ihn drängte, ihr am Tage nach seiner Ankunft in Teplitz zu antworten. Trotz der Ermüdung der Fahrt und seiner daher wenig rosigen Laune setzte er sich am Morgen des 6. Juli hin und schrieb jenen einzig schönen Brief, der als kostbarstes Dokument einer großen und edlen Künstlerseele historische Bedeutung errungen hat und nebst seinen unvergänglichen Musikwerken im Gedenken aller Beethoven-Freunde fortlebte.

Dieser „unsterbliche“ Brief an die „unsterbliche Geliebte“, der in drei Absätzen von Beethoven geschrieben wurde, lautet:

Am 6. Juli, morgens.

Mein Engel, mein Alles, mein Ich. Nur einige Worte heute, und zwar mit Bleistift (mit Deinem); erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt; welcher nichtswürdige Zeitvertreib in d. G.!*) Warum dieser tiefe Gram, wo die Notwendigkeit spricht? Kann unsere Liebe anders bestehen als durch Aufopferungen, durch Nicht-alles-verlangen? Kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin? Ach Gott, blick' in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüt über das Müssende; die Liebe fordert alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit Dir, Dir mit mir. Nur vergißt Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß; wären wir ganz vereinigt, Du würdest dieses Schmerzliche ebenso wenig als ich empfinden. — Meine Reise war schrecklich. Ich kam erst morgens vier Uhr gestern hier an; da es an Pferden mangelte, wählte die Post eine andere Reiseroute, aber welch schrecklicher Weg; auf der vorletzten Station warnte man mich, bei Nacht zu fahren, machte mich einen Wald fürchten, aber das reizte mich nur, und ich hatte unrecht, der Wagen mußte bei dem schrecklichen Wege brechen, grundlos, bloßer Landweg; ohne solche Postillione, wie ich hatte, wäre ich liegen geblieben unterwegs. Esterhazy hatte auf dem anderen gewöhnlichen Wege hierhin dasselbe Schicksal mit acht Pferden, was ich mit vier. Jedoch hatte ich zum Teil wieder Vergnügen, wie immer, wenn ich etwas glücklich überstehe. — Nun geschwind vom Inneren zum Aeußeren. Wir werden uns wohl bald sehen; auch heute kann ich Dir meine Bemerkungen nicht mitteilen, welche ich während dieser einigen Tagen über mein Leben machte. Wäre unsere Herzen immer dicht aneinander, ich machte wohl keine d. G.*) Die Brust ist voll, Dir viel zu sagen; ach, es gibt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist. Erheitere Dich, bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein alles, wie ich Dir; das übrige müssen die Götter schicken, was für uns sein muß und sein soll.

Dein treuer Ludwig.

— — — — — — — — — — — — —

Abends Montags am 6. Juli.

Du leidest, Du mein teuerstes Wesen. Eben jetzt nehme ich wahr, daß die Briefe in aller Frühe aufgegeben werden müssen. Montags, Donnerstags, die einzigen Tage, wo die Post von hier nach K. geht. Du leidest. Ach, wo ich bin, bist Du mit mir; mit mir und Dir rede ich, mache, daß ich mit Dir leben kann; welches Leben!!! so!!! ohne Dich, verfolgt von der Güte der Menschen hier und da, die ich meine, ebenso wenig verdienen zu wollen als die zu verdienen. Demut des Menschen gegen den Menschen, sie schmerzt mich. Und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der, den man den Größten nennt? Und doch ist wieder hierin das Göttliche des Menschen. Ich meine, wenn ich denke, daß Du erst wahrscheinlich Sonnabends die erste Nachricht von mir erhältst. Wie Du mich auch liebst, stärker liebe ich Dich doch. Doch nie verberge Dich vor mir — gut' Nacht. — Als Badender muß ich schlafen gehen. Ach Gott, so nah! so weit! ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsere Liebe, aber auch so fest, wie die Veste des Himmels!

— — — — — — — — — — — — —

Guten Morgen am 7. Juli.

Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksal abwartend, ob es uns erhört. Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir oder gar nicht; ja, ich habe beschlossen, in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich in die Arme fliegen kann und mich ganz heimatlich bei Dir nennen kann; meine Seele von Dir umgeben ins Reich der Geister schicken kann. Ja, leider muß es sein. Du wirst Dich fassen, um so mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennst, nie eine andere kann mein Herz besitzen, nie, nie! O Gott, warum sich entfernen müssen, was man so liebt, und doch ist mein Leben in W.*) so wie jetzt ein kümmerliches Leben, Deine Liebe machte mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens; kann diese bei unserem Verhältnisse bestehen? Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht, und ich muß daher schließen, damit Du den B. (Brief) gleich erhältst. Sei ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unseres Daseins können wir unseren Zweck, zusammenzuleben, erreichen. Sei ruhig, liebe mich. Heute, gestern. Welche Sehnsucht mit Tränen nach Dir, Dir, Dir, mein Leben, mein Alles, lebwohl; o liebe mich fort, verkenne nie das treueste Herz Deines Geliebten,

ewig Dein,
ewig mein,
ewig uns . . .“

— — — — — — — — — — — — —

Dies war der rührende, ewig denkwürdige Herzenserguß Beethovens an Therese Gräfin Brunswick, der trotz aller Irrungen und Wirrungen in seinem Leben sein ganzes Herz und sein ganzes Fühlen gehörte und welche niemals aufhörte, Beethoven zu lieben. Bis über das Grab hinaus weihte Therese ihm ihre Liebe, und die Gräfin, die Beethoven um einunddreißig Jahre überlebte, starb im Jahre 1858 einsam in Zurückgezogenheit und unvermählt, bis in ihre allerletzten Tage getreu des großen, unglücklichen Toten gedenkend, dessen „unsterbliche Geliebte“ sie gewesen und deren Name und Angedenken mit Beethoven in die Unsterblichkeit eingegangen ist.

Ob Therese auf diesen denkwürdigen Brief eine Antwort geschrieben oder was sie geschrieben, ist niemals bekannt geworden, ebensowenig, als man weiß, ob sie diesen jemals erhalten hat. Er lebt jedoch für alle Zeit fort und wird als eine der größten Kostbarkeiten in der Berliner Nationalbibliothek als Reliquie aufbewahrt.

— — — — — — — — — — — — —

Nach dem Erlebnis mit Goethe kehrte Beethoven menschenscheuer und verdrossener denn je nach Wien zurück und vergrub sich, um seine Zerfahrenheit und innere Unruhe zu bekämpfen, in Arbeit. Die achte Sinfonie, mit der er schon ziemlich vorgeschritten war, nahm ihn vollauf in Anspruch, und er hielt sich durch Wochen von allen Besuchen zurück, empfing auch keine.

Selbst seine besten Freunde nahm er ungern an, und es bedurfte der besonderen Geduld Gleichensteins, nach wiederholten vergeblichen Versuchen endlich einmal bei ihm vorzukommen und von Beethoven angehört zu werden.

„Du bist ja ganz verändert,“ begann er, „seitdem du von deiner Teplitzer Badekur zurückgekommen bist.“

„Mag sein, daß mir die Bäder geschadet haben!“ brummte Beethoven.

„Daran glaube ich nicht! Dein Gesundheitszustand läßt nichts zu wünschen übrig, aber dein Gemüt hat sich arg verändert! Selbst mich, deinen besten Freund, hältst du von dir fern, und ich habe dir doch, weiß Gott, nichts getan!“

Beethoven sah den Freund, der ihn treuherzig anblickte, vorwurfsvoll an.

„Und den Kontrakt mit meinen wortbrüchigen Mäzenen? Soll ich dir vielleicht dafür dankbar sein?“

„Einen Dank habe ich nie verlangt, Ludwig, und für das Unglück mit dem Geld kann doch keiner etwas!

*) d. G. = dummen Geschichten

*) W. = Wien.

Der Erzherzog hat doch übrigens seinen Teil sofort gutgemacht, und der Lobkowitz hat auch getan, was er konnte."

„Aber der Kinsky, der macht mir Sorge! Ich habe auf der Rückreise von Teplitz eigens in Prag Aufenthalt genommen und mit dem Fürsten Rücksprache genommen, nachdem im Frühjahr der Herr von Varnhagen bei ihm war und von ihm die Zusage erhalten hat, daß er meine Sache in gleicher Weise wie die beiden anderen erledigen wird. Er hat mir wiederum das Versprechen wiederholt, aber seither sind Wochen vergangen, und ich höre und sehe nichts von ihm. Wovon soll ich denn leben?"

„Gar so knapp kann es wohl doch nicht bei dir zusammengehen."

„O doch! Die Kur in Teplitz und die Reise dahin haben eine Menge Geld gekostet, und Einnahmen gibt es für mich derzeit keine."

„Du wirst wohl bald mit deiner neuen Sinfonie fertig, Ludwig?"

„Damit hat es noch seine guten Wege, und wenn auch, meinst du, die Verleger warten schon mit der offenen Brieftasche auf mich?"

„Es wird schon gehen, Ludwig! Ich habe keine Sorge um dich."

„Um so mehr habe ich solche," sagte Beethoven, „und so lange die Sache mit dem Kinsky nicht bereinigt ist, habe ich keine Ruhe zur Arbeit und Lust zu gar nichts!"

„Du solltest mehr in Gesellschaft gehen, Ludwig! Die Malfattis sind direkt böse auf dich, weil du seit deiner Rückkehr nach Wien dich bei ihnen gar nicht hast blicken lassen."

„Sicherlich die kleine Therese!" rief Beethoven betroffen aus.

„Ganz richtig! Die fragt immer am meisten nach dir und . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Sachsen.

Von Gerhard Schäke.

(Nachdruck verboten.)

Sachsen ist das Land, wo man sächsisch spricht. Sachsen ist fernerhin das Land, das nach Meinung von Leuten, die es wissen dürften, die meisten Kommunisten aufzuweisen hat. Sachsen hat aber, und das dürfte manchen neu erscheinen, die melodischste Sprache der Welt. So behauptet es wenigstens mein früherer Literaturlehrer. Ein paar kleine sächsische Geschichten sollen das beweisen.

*

Im Schauspielhaus liest Frau Griemichen auf dem Theaterzettel das Wort „Uraufführung", und bildungsbeflissen fragt sie den Gatten nach dieses Wortes Bedeutung.

„Was, Uhrauffiehrung? Nu, das heeßd, dadrmidd meen die, da haddsj vorhär ähm geener rangewaachd!"

*

Als es im Leipziger Ostviertel, in Reudnitz, einmal heftig brannte, gewahrte man den Feuerschein am nächtlichen Himmel bis weit über Leipzigs Stadtgrenzen. Im Stadttheater dagegen stauten sich die Leute und diskutierten die Möglichkeiten, wo das Feuer wohl sein könne. Nur Frau Grumbel war erbost und sagte zur Frau Melmern: „Gugg'n Se doch blooß, wie die Leide da nuf schdarrn! Die duhn je grahde so, als obb se noch gee Ahmdrohd lesähn hädd'n!"

*

„Saach'n Se, Ihre Dochdr schbiehlt so hibsch Glawier, habb 'ch gehährd?"

„Ei jah! Das duhd se!"

„Nu, was schbiehld se da merschdendeels?"

„Merschdendeels — machd se än Haydn-Grachl"

*

„Eih, gud'n Daach! Wie gehd's Ihn'n dn?"

„'s gehd!"

„'s gehd? Da gehd's je!"

„Ja, 's gehd so hin."

„Na, da gehd's je, wenns noch se eenjermaahß'n gehd. Lass'n Se sichs gud gehn! Gudn Daach!"

*

Dialog zwischen Mutter und Sohn.

„Carl, wo gommsdn jedsd erschd här?"

„Ausm Bennahl!"

„Du Schwindler! Ich schlah dch grebblich, wenn de nich de Wahrheid sachsd!"

„Was de nur willsd? 'ch habb doch gar nischd gedahn!"

„Swindln duus de widdr. 'ch weeßes doch. Nachsidsn haß de miss'n. 'n Offsads haß de nich gemacht, du ffauhles Schdiggch'n! Und gesdon haß de mir Aeppl geglaubd! 'ch hawwes woh gemargd! Un in dein'r Schbahrbichse fähl'n ooch drei Marhg! Wo sind 'n die?"

„Nu, ich habb se doch nicht gemausd!"

„Währ denne? Mir verleichd? Wie de das Keld nur 'nausgewärchd haßd, mechdj wiss'n. Da haß de wo 'ne Gärze wahrm gemachd und denn biß de mid dähn warm'n Waxe 'neingemachd und da isses Geld dran glähm gebliehm? Andersch gehd's doch nich!"

„Nee, das habbj noch nich versuchd, awwrj gloob drsch gerne, daß es glabbd!"

Erfinder heraus!

Von Karl Ettlinger, München.

Eigentlich haben wir's doch sehr gut! Viel besser jedenfalls als unsere Ahnen. Nehmen wir nur einmal an: So ein Urmensch hatte Appetit auf Braten — o mein, war das eine umständliche Geschichte, bis dieses antivegetarische Gelüst endlich gestillt war. Zuerst mußte er sich eine Waffe schmieden, dann mußte er einer Bärenspur nachwittern, und wenn er dann glücklich die Bestie knockout gemacht hatte, mußte er mittels zweier dürrer Hölzer Feuer anreiben, mußte den Bären zerlegen, kurz, bis der Braten fertig war, wäre unsereinem längst der Appetit vergangen! Wir hingegen, wir gehen einfach in das nächste Gasthaus, tupfen mit dem Zeigefinger auf irgend eine Zeile der Speisenkarte, und wenn wir recht nett zu der Kellnerin waren, haucht sie sogar am Küchenschalter: „Große Portion, Stammgast!"

Wir haben Eisenbahn, Auto, Flugzeug, Buchdruck, Film, Radio — fein sind wir heraus! Hoch die Erfinder! — Und doch . . . wie vieles ist noch unerfunden, was uns das Leben noch bequemer machen könnte! Wie viele Verbesserungen schon vorhandener Erfindungen tun uns noch not!

Da ist zum Beispiel der Wecker. Ein ganz praktisches Möbel. Man stellt ihn abends, wenn man es nicht vergißt, und frühmorgens erhebt das Biest ein Gerassel, daß das ganze Stadtviertel aus dem Schlafe fährt. Feine Sache! Ich aber liebe ihn nicht. Wer erfindet endlich den Wecker, der sich nach dem ersten Rasselton selbst in die Ecke schleudert und mich dann automatisch im Bett herumdreht, so daß ich weiterschlafen kann? Das ist der Idealwecker, den ich schon lange suche!

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. Erstes Kapitel: „Wie ich meinen Koffer packte, oder der Tobsuchtsanfall." Auf, Ihr Erfinder, baut uns endlich den Koffer, der sich von selbst packt! Man öffnet ihn, reißt die Kleiderschranktüren und Kommodeschubladen auf, kommandiert: „Ganzes Gelump, marsch!", und siehe da, Wäsche, Kleider usw. legen sich von selbst zusammen, schichten sich wunderbar in den Koffer, das Schloß schnappt zu, man hat nichts vergessen, und um eine reine Freude zu haben, braucht man jetzt nur noch den Zug zu versäumen. Und wenn man am Reiseziel auspackt, dann sieht die Smokinghose nicht aus, als ob sie während der ganzen Fahrt Ziehharmonika gespielt hätte, die steifgestärkten Hemden gewähren nicht einen Anblick, als ob zwei Dackel in dem Koffer mitgefahren wären, das Mundwasser hat sich nicht über die Taschentücher ergossen, die Zahnbürste ist nicht voll Stiefelwichse, und man fragt sich höchstens: „Wozu habe ich eigentlich das Haarnetz meiner Frau mitgenommen?"

Die Reichspost ist eine unentbehrliche Einrichtung. Mich hat sie gern. Sie bringt mir täglich eine Menge Briefe, Rechnungen, Lobpreisungen von Doktor Humbugs Warzenentferner, wirklich, sie hat mich gern, und auch ich habe schon öfters gedacht: „Du kannst mich gern ham!" Denn jeder Brief rechnet auf eine Antwort! Und mit der Arbeit verplempert man die meiste Arbeitszeit. Nun habe ich ja eine Stenotypistin, Steno heißt sie, weil sie stenographieren kann, und Typistin, weil sie das Stenogramm, zwischerweise nachher nicht mehr lesen kann. Sie ist mit dem Lippenstift tüchtiger als mit dem Bleistift. Immerhin, ich diktiere irgend etwas, und wenn's der Zufall will, stimmt es überein. Aber wie umständlich ist das alles, wie mittelalterlich! Was uns not tut, ist die selbstbeantwortende Schreibmaschine. Man legt die eintreffende Post ungeöffnet neben die Schreibmaschine, geht rauchend im Zimmer auf und ab, eine Stunde später klebt man die Briefmarken auf die selbsttätig fertigen Antwortbriefe, steckt sie in die Manteltasche, und wenn man sie dann einzuwerfen vergißt, hat man das ruhigste Leben. Ich habe da eben behauptet, „man geht rauchend im Zimmer auf und ab. „Rauchen — ein Hochgenuß! Der Arzt hat mir's verboten, der Spaßvogel. Seitdem sage ich mir nach Methode Coué täglich zehnmal: „Die Zigarre schmeckt mir von Tag zu Tag besser!" Es hat schon geholfen. Aber Zigarren sind teuer — wer erfindet uns endlich die Zigarre, die beim Rauchen immer länger statt kürzer wird? Ich verpflichte mich heute schon, sein Denkmal jedesmal beim Vorbeigehen zu grüßen.

Haben Sie einmal einen modernen Geldschrank gesehen? Bei mir sicher nicht, mein Geldschrank ist meine linke Hosentasche. Manchmal ist ein Loch drin, dann arbeite ich mit Unterbilanz. Aber es gibt Leute, die haben einen Geldschrank. Darin heben sie die Geschäftsbücher und Portokasse auf. Wahnsinnig raffiniert sind diese Geldschränke gebaut, Panzerplatten, so dick, daß das höchstgradige Sauerstoffgebläse Atemnot kriegt, Alarmvorrichtungen, die schon lärmen, wenn man nur „Ach, wenn doch . .!" denkt, — na, Einbrechen ist heutzutage eine Wissenschaft, und ich bin neugierig, wann der erste Dr. einbr." von einer technischen Hochschule verliehen wird. Aber was hilft das alles: was wir dringend brauchen ist: der Geldschrank, der sich von selber füllt! Der Safe des Fortunatus! Das Bankkonto deck' dich, Kredit streck' dich, Gerichtsvollzieher in den Sack!"

Soll ich noch mehr Erfindungen reklamieren? „Fanget an," heißt's in den Meistersingern. Heutzutage grübeln ja schon die kleinsten Kinder über Erfindungen nach. Mein Neffe Otto hat mir auf die Frage: „Welche neue Erfindung wäre dir die liebste?", die weise Antwort gegeben: „Ein Gesicht, das sich von selbst wäscht!"

Der Hase.

Von **Alfred Polgar.**

Von Alfred Polgar erscheint demnächst ein neuer Band „Ich bin Zeuge" (Ernst Rowohlt Verlag).

Der Schneidermeister Sedlak brachte Anfang November einen Hasen nach Hause. „Füttere ihn gut," sagte er zu seiner Frau, „auf daß er fett und stark werde, und wir zu Weihnachten einen Braten haben."

Ob der Schneidermeister „. . . auf daß" sagte, ist nicht sichergestellt. Aber dem Sinn nach lautete seine Rede so, wie ich sie hier wiedergebe. Frau Sedlak selbst hat sie mir gleich andern Tages, nachdem der Hase ins Haus gekommen war, berichtet.

Frau Sedlak ist die bravste Frau, die jemals für eine fremde Wirtschaft Sorge getragen hat. Sauberkeit ohne Fehl wirkt ihre geschäftige Hand, und Kleider, Wäsche, Schuhe, von ihr betreut, spärchen, wenn sie reden könnten, gewiß: „Mutter" zu ihr.

Sie besitzt kein Kind. Aber als der Hase kam, da hatte sie eins.

Sie erzählte viel von seiner Possierlichkeit und seiner Zutraulichkeit, und wie er auf den Pfiff herbeikäme, und mit welcher Neugierde und mit welchem Interesse er ihr mit den Augen folge. Und wenn er auch Schmutz und Arbeit verursache, sie trüge diesen kleinen Mühezuwachs gern um des Spaßes willen, den das Tier mit seinen Kapriolen und seiner nimmermüden Spielluft bereite.

Der Hase erhielt eine alte Kiste zur Wohnstatt und Abfälle von Küchenabfällen zur Nahrung. Die Küchenabfälle selbst kommen auf den Sedlakschen Mittagstisch.

Und der Hase gedieh. Er bekam einen Bauch und volle Backen. Frau Sedlak erzählte, ihrem Mann laufe das Wasser im Munde zusammen, so oft er das Tier nur ansehe. Ihr lief es in den Augen zusammen, wenn sie dachte, welchem Schicksal der Hase entgegenschwoll.

Daß er so mächtig Fleisch ansetzte, erfüllte sie wohl mit hausfraulichem Stolz, und daß dem Weihnachtstisch ein Braten gewiß, war ihr keineswegs eine unangenehme Vorstellung. Jedoch Frau Sedlak hatte auch ein Herz im Leibe, nicht nur einen Magen; und was des Magens Hoffnung, wurde des Herzens Not. Frau Sedlak vermutete, daß auch ihr Mann, obschon er's mit keiner Silbe und keinem Blick verriet, eine heimliche über-materielle Zuneigung für den Hasen im Innersten berge . . . aber ich glaube, das redete sie sich nur ein, von dem unbewußten Wunsch getrieben, es möchte der Schneidermeister das Odium der Rührseligkeit auf sich nehmen und den Hasen begnadigen.

Der Schneider dachte nicht an derlei. Er setzte das Datum der Schlachtung fest und verpflichtete den Hausmeisterssohn, der die große Kriegsmedaille hatte, zur Metzgertat.

Von dem Augenblick an, da das Urteil über den Hasen unwiderruflich gefällt war, begann die brave Frau über ihn zu schimpfen. Sie sprach von ihm nur mehr per „der Kerl". Die ganze Wohnung stinke nach ihm, bei Nacht rumore er in seiner Kiste herum, daß man nicht schlafen könne —, die Kiste wurde längst dringend als Heizmaterial benötigt —, und so viel Kohlstrünke und Gemüsemist gebe es gar nicht, wie der Kerl auf einen Sitz verschlingen könne. Am Ende sei sie froh, daß nun bald Weihnachten käme und der lästige Wohnungsgenosse wieder verschwinde.

Auch über den Fleischertrag, den sie sich von dem Kerl verspreche, redete sie, doch mit so kummervollem Appetit in der Stimme, daß es klar war, sie übertreibe diese Einschätzung vor sich selbst, um mit dem Gewicht des köstlichen Hasenfleisches ihr Bangen zu erdrücken.

Dem Hasen selbst muß das Dilemma seiner Gebieterin aufgefallen sein. Oder gab ihm, der doch nun einmal dahin mußte, ein höherer Lenker ein, womit er der Frau für bewiesene Sorgfalt und Güte danken könne? Genug, er tat, der Hase, wie in solcher Lage ein psychologisch geschulter Hase auch nicht anders hätte tun können:

Er biß Frau Sedlak in den Finger.

Freudestrahlend berichtete sie: „Er hat mich in den Finger gebissen."

Ja, gottlob, nun war unter das Todesurteil, es moralisch stützend, die todeswürdige Tat geschoben. Nun war das verpflichtende Freundschaftsband zwischen Frau Sedlak und dem Hasen von diesem selbst entzweigebissen. Nun war Appetit auf Hasenbraten: Gerechtigkeit. Fiat!

Sie schluckte trotzdem, die Schneidermeistersfrau, als sie von des Hasen Ende erzählte. Sie warf einen scheuen Blick zur Seite bei der Erzählung, als spüre sie, was das heiße, ein atmendes Wesen, einen unbeschreiblich rätselvollen, kompliziertesten, mit Gefühl, Bewegung, Gesicht, Gehör, mit allen heiligen Wundern des Lebens begabten Organismus zu vernichten, damit er von anderer Wesen Mäulern zerkaut und zu Nahrungsbrei eingespeichelt werden könne.

Und es hing noch wie Schleier trauernder Liebe um das Lächeln, mit dem sie sagte: „Schön fett war er."

Das Fell ist zum Trocknen aufgespannt; es hat seinen Wert. Ein wenig Fett ist noch in der Speisekammer als Superlus des Feiertagsbratens. Die Wohnung stinkt nicht mehr nach tierischem Exkrement. Kein nächtliches Rumoren in der Küche stört den Schlaf der braven Leute.

Aber die alte Kiste ist nicht zu Brennholz zerhackt worden. Sie bleibt Kiste.

Denn Herr Sedlak ist entschlossen, wieder einen Hasen zu erwerben.

Und Frau Sedlak wird, vermute ich, sich vom Fleck weg seelisch so auf ihn einstellen, als ob er sie schon gebissen hätte.

Friedrich der Große in der Anekdote.

Herbert Eulenberg hat ein Buch über die Hohenzollern erscheinen lassen, das zweifellos noch Diskussionen auslösen wird. Es enthält aber in den biographischen Skizzen, die jedem der regierenden Fürsten gewidmet sind, einige hübsche und bisher wohl noch unbekannte Anekdoten, in deren Mittelpunkt der alte Fritz steht.

Als Friedrich der Große noch ein kleiner Junge war, lief er einmal mit seiner Lieblingsschwester, der späteren Markgräfin von Bayreuth, seinem Aufpasser, einem Kammermohren Friedrich Wilhelms I., fort. Die Kinder gingen Hand in Hand durch wenig betretene Säle des Berliner Schlosses. Durch irgendeinen Zufall fiel unmittelbar vor ihnen eine alte Muskete von der Wand. Die Prinzessin lief laut aufschreiend davon; der kleine Fritz aber nahm die Muskete auf und prüfte sie unerschrocken ganz genau auf ihre Konstruktion. So fand ihn der Kammermohr und erstattete dem König am Abend über den Vorfall Bericht. Friedrich Wilhelm I. gab dem Mohren zunächst eine gewaltige Ohrfeige, weil er so schlecht auf den Knaben aufgepaßt hatte; dann aber schenkte er ihm einen Taler, weil er ihm so Erfreuliches vom Mute seines Jungen berichtet habe.

Friedrich Wilhelm I., der alte Soldatenkönig, lag im Sterben. Der Kronprinz war von einem Kurier aus Rheinsberg geholt worden und traf noch rechtzeitig ein. Der sterbende Vater streckte ihm beide Arme entgegen, aber der Sohn sah, daß er einigermaßen erregt war. In Gesellschaft des Königs befand sich außer dem Arzte nur ein Pastor. An diesen hatte, wie Friedrich der Große sofort erfuhr, der sterbende König soeben die Frage gerichtet, ob es im Himmel auch Rekruten gäbe, — und der Geistliche war hierauf die Antwort schuldig geblieben. Der Kronprinz blinzelte dem Pastor energisch zu, und nun sagte dieser dem sterbenden König, daß seiner Ueberzeugung nach ganz sicher im Himmel auch Rekruten sein würden. Da lächelte der alte Exerziermeister glücklich und verschied in den Armen seines Sohnes.

Den zweiten Schlesischen Krieg entschied bekanntlich die Schlacht bei Kesselsdorf. Sie hatte der alte Dessauer als letzte in seinem Leben gewonnen. Als der Sieg entschieden war, überreichte ihm der junge König mit überströmenden Dankesworten seinen höchsten Orden, — den Pour dem mérite. Der alte Dessauer, der sich aus derartigen Dingen nicht mehr viel machte, schaute auf seine Brust herab, auf der der eigenhändig vom König ihm um den Hals gehängte Orden hing und meinte: „Ich bin eigentlich zu alt für Orden, Majestät. Aber immerhin ist das besser als das andere, was ich um den Hals bekommen hätte, wenn die Schlacht verloren gegangen wäre." „Und was wäre das gewesen?" fragte der König. „Ein hanfener Strick zum Aufhängen," meinte der Dessauer trocken.

Allerlei Wissen.

Wieviel eine Spinne frißt. Jemand fing eine Spinne, wog sie ganz genau, schloß sie dann in einen kleinen Käfig ein, um einmal ihre Freßlust festzustellen. Er fand, daß sie morgens das Vierfache ihres Gewichtes, mittags das Neunfache und abends das Dreizehnfache ihres eigenen Gewichtes verzehrte. Wenn die Eßlust eines Mannes, der 160 Pfund schwer ist, sich im gleichen Verhältnis äußern würde, dann hätte er zum Frühstück einen ansehnlichen Ochsen, zum Mittagsmahl abermals einen solchen sowie ein halbes Dutzend fettgemästeter Schafe nötig, und zum Abendessen würden ihn zwei Ochsen, acht Schafe und vier Schweine erst sättigen.

Algen, die auf Faultieren leben. Vor einiger Zeit machte man die eigenartige Beobachtung, daß an den Haaren der in den Regenwäldern des tropischen Südamerika lebenden Faultiere regelmäßig grüne und grünblaue Algen haften, und zwar sowohl an den langen, den Rücken bedeckenden Haaren, als auch an den Haaren, die die äußere Seite der Gliedmaßen bedecken. Da in den stets feuchten Wäldern das dichte Haarkleid der Faultiere ebenfalls fast immer feucht ist, erklärte es sich, daß die Algen ganz gut fortkommen können, um so mehr, als sie an den Haaren auch andere Nährstoffe finden. Ob es sich in diesem Falle um eine Symbiose (Lebensgemeinschaft) handelt, hat sich bisher nicht feststellen lassen; bemerkenswert ist es aber immerhin, daß die Algen nur an den Haaren freilebender Tiere vorkommen und an gefangenen Faultieren bald verschwinden.

Fröhliche Ecke.

Sarkastisch. Auf der Intendanz in H. meldet der Theaterdiener: „Fräulein Z. läßt mitteilen, daß sie nicht singen könne." — „Gottlob! Also sieht sie es doch endlich ein!" unterbrach ihn schmunzelnd der Theaterleiter.

Wirkung. „Sie sagten doch neulich, Sie wollten Ihrer Frau mal einen Vortrag über Sparsamkeit halten. Haben Sie es getan?" — „Jawohl." — „Mit Erfolg?" — „Jawohl — ich rauche nicht mehr!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.